

Barbara Schulze

„Für den Mutigen hat selbst der Himmel keine Grenzen“

Heute stimmt einfach alles nicht!

Unseren Sommerurlaub 1977 verbrachten wir auf einem Zeltplatz am Trebelsee und von diesem Ort aus inspizierten wir die Umgebung. Wolfgang's Vater hatte uns wie immer großzügigerweise seinen Trabant geliehen, mit dem wir die Havel entlangfahren – von Rathenow, Genthin, Brandenburg bis Ketzin und weiter auf Berlin zu, immer auf der Suche nach dem geeigneten Ort, an dem wir einen der Ölkähne besteigen konnten.

Wir versuchten herauszufinden, wo die Schiffe ankerten, und stellten bei unseren Erkundungen fest, dass die Frachter abends vor Ketzin an einer künstlichen Insel festmachten, wenn für sie absehbar war, dass sie die Grenze nicht mehr rechtzeitig erreichen würden. Um 19 Uhr schlossen die Tore in Glienicke, dann wurde Westberlin von der DDR Seite aus komplett abgeriegelt. Die Transitschiffe mussten alle bis zum nächsten Morgen warten, bis die Grenze geöffnet wurde, um ihre Fahrt wieder aufnehmen zu können. Wir erkannten sofort, dass diese von der DDR verordnete Zwangspause uns ausreichend Zeit geben würde, unentdeckt auf eins der Boote zu gelangen. Wir würden nachts zu der künstlichen Insel schwimmen, im Schutz der Dunkelheit auf einen der Kähne klettern und uns im Vorpiek verstecken. Das schien machbar zu sein.

Den Rest unserer Urlaubstage verbrachten Wolfgang und ich damit, die Schiffe genau zu beobachten, um unseren Fluchtplan zu konkretisieren. Es gab noch viele Aspekte zu bedenken. Worin unterschieden sich die Kähne? Welche waren am besten geeignet? Wie viele Menschen hielten sich auf einem Kahn auf? Wie weit war es bis zur künstlichen Insel? Wie lange würden wir brauchen, um dorthin zu schwimmen? Wir machten Schwimmproben, stoppten die Zeit und versuchten,

so viele Informationen wie möglich zu sammeln, um später zu Hause den Fluchtplan in Ruhe ausarbeiten zu können.

Mitte November 1977 wollte Wolfgang schließlich nicht mehr länger warten und sagte: »Wir fahren nach Ketzin, steigen auf den Kahn und versuchen es jetzt!« Ich sperrte mich anfangs dagegen, denn ich war mit meinen Prüfungen an der Uni schon sehr weit und wollte das Physikum abschließen. Mit dem Zeugnis würde ich an einer Uni in der Bundesrepublik direkt ins Hauptstudium kommen, ohne das Zeugnis hätte ich keinerlei Beweis über mein Grundstudium und müsste von vorne anfangen. Alle Anstrengungen der letzten Monate wären damit umsonst gewesen. Ich versuchte Wolfgang dazu zu bewegen, die Flucht bis zum Sommer des nächsten Jahres zu verschieben, doch so lange wollte er nicht mehr warten. Als ich sah, wie wichtig ihm das war, gab ich nach und stieg schließlich zu ihm in den Trabi.

In Ketzin beobachteten wir vom Ufer aus die Schiffe, die an der künstlichen Insel ankerten. Es war ein grauer Tag, stürmisch und eiskalt. Frierend liefen wir am Ufer auf und ab. Die Wetterbedingungen konnten für unsere Flucht kaum schlechter sein. Der Schauplatz erschien mir so unwirklich, dass ich sofort spürte: Das kann heute nicht gelingen. Als wir völlig durchfrozen waren, setzten wir uns ins Auto. Wolfgang wollte die Nacht abwarten, um zur Insel zu schwimmen, doch ich sah mich nicht ins kalte Wasser springen, konnte mir einfach nicht vorstellen, unterkühlt im Bauch einer dieser Ölkähne auf den Morgen zu warten. Ich hatte mit einem Mal große Bedenken. Was kommt nach der Grenze auf uns zu? Werden wir vom fahrenden Schiff springen müssen? Werden wir sehr lange schwimmen müssen, bis wir endlich das rettende Ufer erreichen? All diese unwägbaren Aspekte unserer Flucht, die ich sonst mit einem »Wird sich schon irgendwie ergeben« gut verdrängen konnte, türmten sich nun vor mir auf wie ein unüberwindbares Hindernis.

»Das wird heute nichts«, durchbrach ich die Stille. Wolfgang schwieg und schaute angespannt durch die verregnete Windschutzscheibe.

»Wenn wir es jetzt nicht versuchen, Babsi, dann wird das nie mehr was!«

»Doch!«, widersprach ich vehement. »Lass es uns im Sommer probieren, wenn es warm ist. Heute stimmt einfach alles nicht!«

Wolfgang blickte immer noch aus dem Fenster. Er konnte unheimlich starrsinnig sein, wenn er sich etwas in den Kopf gesetzt hatte. Ich machte mich schon auf eine längere Diskussion mit ihm gefasst, doch auch er konnte nicht leugnen, dass die Bedingungen für die Flucht denkbar ungünstig waren.

Er schaute mich schließlich an, und ich sah in seinem Gesicht, dass er schwer mit sich zu kämpfen hatte. Er wollte unbedingt in den Westen, aber er machte sich auch große Sorgen. Die Flucht bedeutete eine enorme körperliche und seelische Anstrengung, und er fürchtete insgeheim, dass ich die Strapazen nicht überstehen könnte. Der Sturm und die Kälte draußen würden von uns in dieser Nacht noch einiges mehr an Kraft fordern, als es die Flucht unter Idealbedingungen schon tun würde. Hatten wir überhaupt eine Chance, es heute zu schaffen?